

JOHANNA NICHOLLS
IN EINEM WEITEN LAND

JOHANNA NICHOLLS

IN EINEM
WEITEN LAND

ROMAN

DEUTSCH
VON POCIAO
UND JEAN PAUL ZILLER

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »The Lace Balcony«
bei Simon & Schuster Australia

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Page & Turner Bücher erscheinen
im Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage 2014

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Johanna Nicholls

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with Johanna Nicholls

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Gesetzt aus der Janson-Antiqua bei omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20441-0

www.pageundturner-verlag.de

Besuchen Sie den Page & Turner Verlag im Netz:



ZUM GEDENKEN AN FREDRIC HUNDEY PARSONS

Fred war ein gefeierter Drehbuchautor, Dramatiker und Biograf, ein stolzer Australier aus Yorkshire. Seine ganze Liebe galt dem Theater, Cricket, australischer Geschichte, Legenden aus dem Busch und allen Facetten des Showbusiness, von Shakespeare bis zum Zirkus – und natürlich dem Zauber der Bücher.

DIESES BUCH IST FÜR DICH, DAD.

»Wenn diese Geschichte gelogen ist,
war es eine Lüge, die mir erzählt wurde.«

»My she breag t'aym breag cheayll mee.«

Traditioneller Anfang und Ende einer Geschichte auf Manx-Gälisch

»Wenn Europäer ... gebeten werden, Australien zu beschreiben ..., fallen den meisten nur Stricke, Galgen, Brandstiftung, Einbrüche, Kängurus, George Barrington und Gouverneur Macquarie ein.«

Blackwoods Magazine, in England veröffentlicht, November 1827

»Als echte Patrioten ...
verließen wir unser Land zu dessem Wohle.«

*Dem englischen Strüfling, Schauspieler und Dieb
George Barrington zugeschrieben (1775?-1804)*

BUCH EINS
1827–1831

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem anderen gestehen ...
Spitzbubin war sie, er war ein Dieb.

Heinrich Heine 1797–1856

E I N S

STRAFKOLONIE VON NEW SOUTH WALES, NOVEMBER 1827

Fanny Byron blieb einen Moment stehen, um ihren ersten Sonnenaufgang in Australien zu betrachten. Eine atemberaubende Farbenpracht breitete sich am Horizont aus, vor einem so leuchtend blauen Himmel, wie sie ihn weder in England noch auf ihrer Überfahrt nach New South Wales jemals gesehen hatte.

Während sie sich einen Weg durch die Menschen in der George Street bahnte, die in beide Richtungen strömten, hatte sie den Eindruck, als wäre ganz Sydney Town auf Kundenfang aus.

»Hallo, Süße! Kaufst du oder verkaufst du? Bist du Bieterin, wäre ich interessiert!«

Fanny wandte den Blick von der Richtung ab, aus der die krächzende Cockney-Stimme kam, obwohl der Humor in der Anspielung nicht zu überhören war.

Sie unterdrückte ein Lächeln. *Frecher Kerl. Kann er eine ehrbare Frau nicht von den armen Straßenmädchen unterscheiden?*

Sie merkte, dass sie errötete, und hob den Kopf, um nach einer Lücke in der quirligen Menschenmenge zu suchen, während sie an den hohen Mauern der Militärkaserne entlangging.

Sie wurde hin und her gestoßen und von einer Flut aus Ballast und Treibgut mitgerissen – einem wechselnden Meer von Gesichtern, in dem es weitaus mehr Männer als Frauen gab. Hin und wieder sah man Edelleute mit Zylinder oder Offiziere in ihren roten Uniformjacks, mit Helmen und Degen, die gegen die engen weißen Reithosen schlugen. Die meisten Menschen aber hatten raue Gesichter, waren kahl geschoren oder ungekämmt und bärtig, viele trugen von der Sonne ausgebleichte, schmutzige

Kleidung. Offensichtlich war es die übliche Tracht von Sträflingen und alten Knastbrüdern.

Plötzlich wurden die Rufe der Straßenverkäufer, die ihre Waren anpriesen – »Kaninchen«, »Frische Austern«, »Reife Kirschchen, kauft, Leute, kauft!« –, von einem lauten Schrei zerrissen: »Haltet den Dieb!« Fanny tastete nach der Geldbörse in ihrem Mieder. Ein zerlumpter Bengel stieß sie zur Seite, schlüpfte zwischen zwei Männern hindurch, die ihm im Weg waren, und warf dabei eine Wagenladung Pfirsiche um, die in alle Himmelsrichtungen davonrollten. Dann tauchte er in der Menschenmenge unter, während sein Opfer, ein beliebter Gentleman, keuchend stehen blieb.

Fanny musste an die unzähligen Taschendiebe in London denken.

Die wenigen Frauen auf der Straße reichten von grell geschminkten, abgerissenen Prostituierten bis zu erschöpften Matronen, die mit schweren Körben unterwegs waren, und barfüßigen kleinen Mädchen mit alten Gesichtern, die an den Rücken der Männer zupften und um Almosen bettelten. Weit und breit war keine einzige anständige Dame zu sehen.

Doch bei näherem Hinsehen war dieser fremde Hafen, wohin man nach dem Verlust der amerikanischen Kolonien die englischen Diebe und Landstreicher verbannte, keineswegs nur eine Kopie von London, wie man ihr erzählt hatte.

Sydney Town hatte bereits einen eigenen Charakter. In den Eingängen der Läden hingen Käfige mit Papageien in allen Farben des Regenbogens. Bemalte Schilder schaukelten an Ketten im Wind. Die Schrift konnte sie nicht entziffern, doch die Illustrationen darauf bewiesen, dass es in der Strafkolonie von Juwelieren, Hutmachern und Schneiderinnen nur so wimmelte. Das zumindest war tröstlich.

Sicher gibt es auch hier ehrbare Damen – zumindest reiche Emporkömmlinge. Ich muss eine finden, die ein Hausmädchen braucht, wenn

ich auch nicht allzu wählerisch sein darf. Schließlichs stand ich zuletzt bei einer Kurtisane im Dienst.

Trotz des lauten Feilschens und der gelegentlichen Streitigkeiten, die sie an Covent Garden erinnerten, war Fanny von der heiteren, fast ausgelassenen Stimmung der Menschen überrascht. Die feuchte Hitze und der üble Gestank nach Müll und Abwasser, schlimmer als in Londons berüchtigtsten Gassen, schienen ihnen nichts auszumachen. Vermutlich verfaulte hier wegen des beinahe tropischen Klimas alles viel schneller.

Bei jedem vorsichtigen Schritt über den Unrat hob Fanny den Rock und dachte daran, dass sie ihr letztes Paar guter Stiefel trug. In der Geldbörse steckten nur noch wenige Münzen; sie mussten reichen, bis sie eine Anstellung gefunden hatte.

Jedenfalls werde ich nicht in Panik verfallen, sondern mich auf den Priester verlassen. Ihm traue ich mehr als jedem anderen.

Von allen Mitreisenden an Bord der *City of Edinburgh*, die gestern in Port Jackson angelegt hatte, war der Priester der Einzige gewesen, der sich freundlich mit ihr unterhalten hatte. Er hatte ihr von seiner zukünftigen Arbeit als Gefängnisseelsorger erzählt und sie sehr damit beeindruckt, wie engagiert er versuchen wollte, die Seelen von Katholiken, aber auch anderen Sträflingen zu retten, die auf ihre Hinrichtung warteten. Pater Francis Xaviers väterliches Interesse an ihr hatte in krassem Gegensatz zu den offenen oder verdeckten Anspielungen der anderen Männer an Bord und der Geringschätzung der beiden Damen gestanden, die sie während der hundertzwölf Tage langen Überfahrt von Southampton nach Port Jackson kaum beachtet hatten.

Ich bin sicher, dass der Priester Wort halten und mich für eine ordentliche Anstellung empfehlen wird. Bei Gott, ich werde seine Hilfe bitter nötig haben – ohne ein Empfehlungsschreiben von Madame Amora.

Als sie an das schöne Gesicht der alternden Kurtisane dachte, das ihr damals an dem Tag, als sie als zwölfjähriges Mädchen bei ihr angefangen hatte, zugelächelt hatte, und daran, wie übel es

fünf Jahre später geendet war, kamen ihr die Tränen. *Anfänglich hat sie mir vertraut – dann aber wie eine Giftschlange nach mir geschnappt, und alles nur wegen eines Mannes! Ach, hätte ich es ihr nur erklären können!*

Plötzlich merkte Fanny, wie sehr sie hier auffiel. Die vornehmen Herren, die an ihr vorbeigingen, betrachteten sie mit unverborgener Bewunderung, die Männer aus der Unterschicht hingegen mit einer Anzüglichkeit, die sie nur allzu gut kannte. Und alle zogen sie mit ihren Blicken förmlich aus.

Hastig zupfte sie den Schal enger um die Schultern. Es war besser, das Dekolleté des blauen Samtkleids zu verbergen, das nur von einem schmalen Streifen Spitze gesäumt war, um die nackte Haut zu verbergen. Als Madame Amora es ein oder zwei Mal getragen hatte, war es der letzte Schrei gewesen. Unterdessen hatte es seine Blütezeit hinter sich, war aber immer noch elegant genug, um Sydney Town zu beeindrucken, diese bunt zusammengewürfelte Stadt am anderen Ende des Britischen Reiches. Sie hoffte nur, dass es für das Gespräch mit Vater Francis Xavier akzeptabel wäre.

Ihr Blick fiel auf ein Schaufenster, in dem ein Paar winzige Stiefel ausgestellt waren, eine perfekte erste Schuhausrüstung für Daisy. Die Kleine hatte die ganze Überfahrt barfuß überstehen müssen.

Spontan betrat sie das Geschäft, musste jedoch einsehen, dass der Preis ihre Möglichkeiten überstieg. Sie schwor sich, dass diese Schuhe für ihre Stiefschwester das Erste wären, was sie sich leisten würde, sobald sie eine Anstellung hätte.

Auch die modischen Hauben waren verlockend. Bei ihrem Anblick kam sie sich noch schäbiger vor. Während sie eine anprobierete, fielen ihre wilden Locken, die sie mit Haarnadeln zu bändigen versucht hatte, wie ein goldener Umhang über ihre Schultern.

Der Verkäufer schnappte bewundernd nach Luft. »Lieber Himmel, Sie sehen aus wie eine Meerjungfrau!«

Das wird mir kaum helfen, wenn ich mich um eine Anstellung als Haushälterin bewerben will.

Hastig band Fanny das Haar wieder zusammen und investierte ein paar kostbare Münzen in eine weiße Straußenfeder, um ihre alte Haube ein wenig aufzufrischen. Damit würde sie noch einige stolze Zentimeter größer wirken und sich den Anschein einer Dame geben.

Mit neuem Selbstbewusstsein blieb sie vor einer in Stein gemeißelten Inschrift stehen, die das Gebäude als Gefängnis und Gerichtshof Seiner Majestät auswies. Während sie die Treppen hinaufstieg, verbarg sie ein nervöses Lächeln. Was für ein Witz, dass sie freiwillig einen solchen Ort aufsuchte! Erst gestern, nur wenige Stunden nach ihrer Ankunft, hatte sie den Ring, den sie aus Madame Amoras Schmuckkästchen in London entwendet hatte, ins Pfandhaus gebracht.

Wenn der Pfandleiber Verdacht geschöpft hat, würde die Polizei bereits nach mir suchen. Und wo würde man mich am allerwenigsten vermuten? Im Gefängnis natürlich!

Die Zeiger der altersschwachen Wanduhr schienen sich kaum zu bewegen, während die Minuten mit quälender Langsamkeit vorrückten und Fanny allein in dem kleinen Vorzimmer des Gefängnisgeistlichen wartete.

Dann brachte ein Wärter einen Sträfling herein und stieß ihn so weit wie möglich von ihr entfernt an die gegenüberliegende Wand. Ihre Nervosität verflog.

Der Wärter sah sie entschuldigend an und sagte mit irischem Akzent: »Keine Bange, Miss. Sie können sich darauf verlassen, dass ich den Kerl im Auge behalte.«

»Danke, Officer. Ich bin sicher, dass der Junge mir nichts zuleide tun will.«

Der Wärter warf dem Gefangenen einen warnenden Blick zu. »Bei diesen zum Tode Verurteilten kann man nie sicher sein.

Miss. Manche sind lammfromm, als fürchten sie sich davor, ihrem Schöpfer gegenüberzutreten. Andere hingegen würden sogar ein Kind umbringen, wenn sie dadurch dem Henker entgehen könnten.«

Dem Henker. Fanny war erst einen Tag in der Kolonie, wusste aber bereits, wie verhasst hier der Henker Alexander Green war. Selbst die abgebrühtesten Prostituierten verschmähten sein Geld. Es hieß, er sei so oft betrunken, dass er seiner Aufgabe nicht gerecht wurde und den Verurteilten ein qualvolles Ende bescherte. Kaum eine Woche verging in Sydney Town ohne die übliche Zahl von Hinrichtungen – die Quote war angeblich noch höher als die in England. Doch die Rolle des öffentlichen Henkers galt als derart verächtlich, dass Gouverneur Darling niemanden fand, der bereit gewesen wäre, ihn zu ersetzen.

Zum Tode verurteilt. Dieser arme Mann ist also das nächste Opfer des Henkers. Dabei sieht er aus wie ein verlorenes Kind.

Mit gesenktem Blick und gefesselten Händen lehnte der Junge an der Wand. Die nackten Füße waren schmutzig und so eng aneinandergekettet, dass er sich nur schlurfend fortbewegen konnte. Er war nicht größer als sie selbst, schlank, hatte lange Beine wie ein Kranich, einen kahl geschorenen Kopf voller Prellungen und das tragikomische Gesicht eines Zirkusclowns. Er schniefte, als wollte er seine Tränen unterdrücken. Kaum ein Anblick, der eine Frau zu erschrecken vermochte.

Wer bin ich, um über ihn zu urteilen? Wahrscheinlich haben sie den Jungen erwischt, als er einem feinen Herrn die Brieftasche stahl. Schon für den Diebstahl eines Taschentuchs wird man sieben Jahre verbannt. Wenn er einen Mord begangen hätte, wäre er in England hingerichtet worden, und sie hätten sich die Kosten für seine Überfahrt gespart. Was also hat er angestellt, dass er nun hingerichtet werden soll? Ob er ein Wiederholungstäter ist?

Als sie die Not des Jungen nicht länger mit ansehen konnte, schenkte sie dem Wärter ein strahlendes Lächeln. »Verzeihen Sie,

Officer, ich weiß, dass ich in Ihrer Gegenwart sicher bin. Hätten Sie etwas dagegen?»

Ohne seine Erlaubnis abzuwarten, trat sie zu dem Gefangenen, zog ein Taschentuch aus ihrem Mieder und sagte leise: »Darf ich? Es ist ganz sauber.«

Der Junge hob überrascht den Kopf und starrte sie an, als hätte er einen Engel vor sich.

Wie einem kleinen Kind wischte Fanny ihm vorsichtig die Tränen ab.

»So ist es besser. Jetzt sieht man wenigstens, wie hübsch du bist.«

Es war ein liebevoller, völlig absurder Satz, als Trost gemeint und von beiden als maßlose Übertreibung durchschaut, doch als sie ihm das Taschentuch in die gefesselte Hand drückte, blitzte ein Lächeln in seinen Augen auf.

»Sie haben das Gesicht einer Madonna, Miss. Ich werde Sie niemals vergessen – aber dafür bleibt mir auch nicht viel Zeit, daher ist dieses Kompliment nicht gerade fair.«

Fanny war von seiner wohlklingenden Stimme überrascht, sie war tiefer, als sie von einem so jungen Mann erwartet hätte, und von einem seltsamen Akzent gefärbt.

»Wie heißt du, mein Junge?»

Er warf dem Wärter, der an der Tür zum Korridor stand und sich eine Pfeife anzündete, einen hastigen Blick zu. »William Eden, Miss. Für Sie Will. Ich stamme aus einer guten Familie. Aber ich will Sie nicht belügen, ich wurde zu Recht verurteilt. Morgen soll ich gehenkt werden«, setzte er achselzuckend hinzu. »Immerhin, denn es könnte noch schlimmer sein. Man hätte mich auch nach Moreton Bay verbannen können!«

Fanny schnappte nach Luft angesichts von so viel Galgenhumor. Sie wusste nicht, ob sie ihm das mit der guten Familie abnehmen sollte, doch wer konnte den Hintergrund von einem zum Tode verurteilten Jugendlichen beurteilen? Kurz vor seiner Hin-

richtung hatte er das Recht, sich seine eigene Version der Wahrheit zusammenzufabulieren.

»Ich würde deiner Familie schreiben. Aber auch ich will nicht lügen. Ich könnte nicht mehr tun, als mein Zeichen auf ein Blatt Papier zu kritzeln. Deshalb will ich, dass meine kleine Schwester Daisy es einmal besser hat.«

»Ich hätte Ihnen gerne Lesen und Schreiben beigebracht, Miss.« Der Junge sah auf seine gefesselten Hände. »Schade, dass uns keine Zeit dafür bleibt.«

»Kann ich sonst etwas für dich tun, Will? Im Augenblick habe ich kaum Geld, aber ich hoffe, dass der Gefängnispriester mir eine anständige Arbeit besorgt.«

»Dann wünsche ich Ihnen, dass Sie einen guten Arbeitgeber finden, Miss.« Er warf einen Blick zur Tür und war erleichtert, als er sah, dass der Wärter in ein Gespräch mit einem Kollegen verwickelt war. »Darf ich erfahren, wie *Sie* heißen, Miss?«

Fanny zögerte. Sie erinnerte sich an die drei goldenen Kugeln über der Tür des Mont de Piété, wo sie den Saphirring für eine enttäuschend niedrige Summe verpfändet und dem Pfandleiher ihren Namen genannt hatte, und an den misstrauischen Blick des Mannes, als er fragte, wie sie an einen so wertvollen Ring gekommen wäre.

Wie hätte ich ihm verraten können, dass ich ihn gestohlen habe, nachdem Madame Amora mich entlassen und mir den ausstehenden Lohn verweigert hatte? Jetzt ist mein Name im Pfandbuch verzeichnet, wo die Polizei ihn finden kann. Sollte ich deshalb meinen Namen vor diesem Jungen verbergen? Unsinn. Was könnte er schon damit anfangen? Morgen früh werden sie ihn hängen.

»Miss Fanny Byron«, sagte sie und machte aus lauter Gewohnheit einen Knicks.

William Eden warf einen nervösen Blick auf die Uhr. Die Zeit verstrich. »Ja, es gibt etwas, das Sie für mich tun könnten, Miss Fanny.«

»Sag es mir, mein Junge.«

»Der Henker hat eine schlechte Angewohnheit. Er lässt die Männer zu lange baumeln, was zu einem langsamen Tod führt. Es wäre mir ein Trost zu wissen, dass Sie morgen bei der Hinrichtung anwesend sind. Dann würde ich mich nicht so einsam fühlen.«

Das Blut in ihren Adern erstarrte, während Bilder aus frühesten Erinnerungen vor ihr aufblitzten. Als kleines Mädchen hatte sie in Newgate Gaol neben ihrer Stiefmutter gestanden und gesehen, wie der Körper eines Straßendiebs am Galgen hing ... und dann schockiert festgestellt, dass der Mann das Gesicht ihres Vaters hatte ...

»Nein! Das kann ich nicht!«, hätte sie dem Jungen am liebsten ins Gesicht geschrien, doch in seinen Augen lag eine derartige Verzweiflung, dass sie trotz ihrer Panik mit einem raschen Nicken zustimmte.

»Darf ich Sie um noch etwas bitten, Miss Fanny? Es ist die letzte Bitte eines zum Tode Verurteilten«, fuhr er fort. »Dürfte ich wohl morgen bei meiner Hinrichtung Ihren Schal tragen?«

Fanny sah ihn verwirrt an. »Aber ist das nicht ein alter Brauch der Unterwelt? So wie ein Ring? Ein Paar, das seine Schals austauscht, ist so gut wie verheiratet.«

»Aye, allerdings habe ich keinen Schal, den ich Ihnen geben könnte, also ist es nicht bindend. Nur einer von uns wäre verheiratet. Und Sie wären nur für ein paar Stunden mein Mädchen.«

Seine Stimme zitterte, und er versuchte, fröhlich zu klingen. »Verzeihen Sie mir, Fanny. Ich habe kein Recht, darum zu bitten.«

Sein Mädchen! Mein Gott, wie jung er ist! Sie nahm ihren sittsamen Schal ab und wickelte ihn um seinen Hals. Er hielt ihren Blick in einem langen stummen Bündnis fest.

»Da«, sagte sie. »Jetzt siehst du aus wie ein vornehmer Herr.« Ihre Stimme stockte. »Wie alt bist du eigentlich?«

Er lächelte selbstironisch. »Alt genug, um zu heiraten«, antwortete er. »Ich weiß, man sieht es mir nicht an. Meine Mutter meinte immer, dass ich noch wachsen würde. Aber jetzt ist es ein bisschen spät, um darauf zu hoffen.«

»O Gott, so etwas müsste man verbieten!«

»In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt, so heißt es doch, nicht?«

Irgendetwas an seinem traurigen Lächeln rührte ihr Herz.

Er warf einen Blick auf die geschlossene Tür des Gefängnis-priesters. »Ich bin dabei, meinen Frieden mit Gott zu machen. Trotzdem bleibt mir ein Schmerz, den mir kein Priester nehmen kann.« Er zögerte und sagte dann hastig: »Sie aber könnten es, wenn Sie es wollten, Fanny.«

»*Ich?*«

Der Wärter war jetzt wieder allein und sah gelegentlich zu ihnen herüber.

»Sie und nur Sie«, flüsterte William beschwörend. »Ich werde morgen sterben, ohne jemals erfahren zu haben, verzeihen Sie mir, Fanny, wie sich ein Kuss anfühlt. Abgesehen von dem meiner Mutter. Könnten Sie sich vorstellen, mir einen Abschiedskuss zu geben?«

Plötzlich kamen ihr die Tränen. Spontan beugte sie sich vor und küsste ihn auf die Wange. Als ihre Lippen seine Haut streiften, wandte er das Gesicht zur Seite, und sein Mund fand den ihren. Die Sanftheit seiner Lippen schockierte sie. Seine Augen waren halb geschlossen, sanfte, blaue Augen, vertrauensvoll und trotzdem zweifelt, als würden sie ihr seine junge Seele anbieten.

Fanny schreckte zurück. Dieser Schwall von Emotionen ließ sie erschauern. Er hielt ihrem Blick stand, als hinge sein Leben an einem Faden, der beide verband. Sie spürte noch seine Lippen. Der erste Kuss eines Jungen – und sein letzter.

»He, du da!«, riss die Stimme des Wärters sie auseinander. »Ich kann nicht den ganzen Tag darauf warten, dass der Priester deine

Seele rettet. Du wirst noch Zeit genug haben, um auf dem Schaffott zu beichten.«

Beim Verlassen des Raums lächelte William Eden ihr über die Schulter hinweg zu.

»Leb wohl, mein Junge, pass auf dich auf!« Fanny war böse auf sich selbst, dass ihr keine passenderen Worte eingefallen waren.

»Bis morgen dann?«, rief er zurück.

»Ich gebe dir mein Wort, Will. Ich werde da sein!«

Eine Viertelstunde später ging die Tür auf. Fanny war überrascht, als nicht ihr väterlicher Freund vom Schiff, sondern ein älterer Mann in einem grauen Priestergewand mit vom Alter vergilbtem Kragen sie in sein Allerheiligstes bat.

Sie setzte sich gegenüber von ihm an den Schreibtisch, nannte ihren Namen und kam sofort auf den Punkt. Sie habe sich mit Vater Francis Xavier treffen wollen, den sie auf der *City of Edinburgh* kennengelernt habe. Er habe netterweise angeboten, ihr dabei behilflich zu sein, eine anständige Arbeit zu finden, nachdem sie das Empfehlungsschreiben ihrer früheren Arbeitgeberin in England vergessen hatte.

Der Geistliche sah sie an und nickte vielsagend. »Sie sagten, Sie wären mit einem Kind in die Kolonie gekommen. Ist es Ihr eigenes, Miss Byron?«

Offensichtlich befürchtet er das Schlimmste – jedenfalls starrt er schon die ganze Zeit auf meinen Busen. Fanny zupfte an ihrem Ausschnitt.

»Daisy ist meine Stiefschwester, fast zwei Jahre alt. Kurz vor meiner Abreise ist meine Stiefmutter an Schwindsucht gestorben. Wie auch immer, ich bin die einzige Angehörige des Kindes, Sir. Sie haben sicher viel zu tun. Ist es möglich, mit Vater Francis Xavier direkt zu sprechen? Er kennt meinen Fall und weiß über die Einzelheiten meiner bisherigen Tätigkeiten Bescheid.«

»Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Vater Francis Xavier nicht mehr unter uns weilt.«

»Er ist *tot*? Noch vor zwei Tagen war er kerngesund.«

»Das ist er hoffentlich auch jetzt noch. Er wurde sofort an die Strafkolonie von Moreton Bay versetzt. Die Behörden hielten seine Anwesenheit dort für nötiger als hier bei mir.«

»Könnten *Sie* mir vielleicht helfen, Sir? Ich suche eine Anstellung als *femme de chambre*.« Als sie seinen misstrauischen Blick sah, fügte sie hinzu: »Als Haushälterin. Ich habe auch Erfahrung als Köchin, ich kann alles, was mit dem Haushalt zu tun hat. Ich kann Butter machen und auch Käse und ...«

Der Geistliche schüttelte entschieden den Kopf. »Meine Aufgaben nehmen mich vollkommen in Beschlag, und ich bin ganz auf mich allein gestellt. Es liegt in meiner Verantwortung, die Seelen zahlloser Menschen zu retten – sie darauf vorzubereiten, vor ihren Schöpfer zu treten. Ich kann mich unmöglich auch noch darum kümmern, Arbeit für alleinstehende Frauen mit Kind zu suchen.«

Fanny spürte, wie sie angesichts dieser deutlichen Anspielung errötete. »Können Sie mir sagen, wie ich nach Moreton Bay komme? Ich bin sicher, dass Vater Francis Xavier sich für mich einsetzen wird.«

Der Geistliche seufzte. »Sie müssen noch viel lernen, Miss. Moreton Bay ist ein Strafgefangenenlager Hunderte Meilen von Sydney Town entfernt. Man kommt nur mit einem Strafgefangenentransport dorthin. Dem Kommandanten Captain Patrick Logan unterstehen fünf- bis sechshundert Sträflinge – von der übelsten Art. Sie und Ihr Kind haben dort nichts verloren.«

»Gott steh uns bei«, murmelte Fanny.

Der Geistliche hatte den Anstand, so zu tun, als sei ihm die Sache unangenehm. »Am Ende der George Street gibt es ein Heim für Waisenkinder. Sagen Sie der Oberin, dass ich Sie geschickt habe, vielleicht kann sie Ihnen einen Platz für Ihr ... Ihre Stiefschwester zuweisen.«

Dann brachte er sie hastig zur Tür. »Ich werde für Sie beten.«

Fanny nickte ihm knapp zu und trat so würdevoll wie möglich hinaus. *Dieser Priester sorgt sich mehr um die Seelen toter Männer als um das Schicksal lebender Kinder. Er hat mir kein Wort geglaubt – weder die Wahrheit noch die Lügen!*

Auf dem Rückweg nach The Rocks, dem schmutzigen Ende der Stadt an den Kaianlagen, blieb sie vor dem Geschäft stehen, in dem sie die Straußenfeder gekauft hatte. Spontan trat sie ein und kaufte die kleinen Stiefel für Daisy. *Wenn schon, denn schon.*

Dabei fiel ihr das Versprechen wieder ein, das sie William Eden gegeben hatte, morgen bei seiner Hinrichtung dabei zu sein. Nun tröstete sie sich damit, dass es nur eine vorschnelle Zusage an einen Unbekannten gewesen war – im Überschwang des Augenblicks.

Fanny kämpfte mit ihrer Entscheidung – und gewann. *Es hat keinen Sinn, dass ich hingeh. Ich werde obnehin in der Menschenmenge untergeben. Der Junge wird nicht einmal erfahren, ob ich mein Versprechen eingehalten habe oder nicht.*

Bis sie die Worte so deutlich hörte, als hätte ihre Stiefmutter sie ihr ins Ohr geflüstert.

»Nein, Mädchen, er nicht. Aber Gott wird es erfahren.«

ZWEI

ROCKINGHAM HALL, NOVEMBER 1827

Felix L'Estrange beobachtete den Sonnenaufgang vom schmiedeeisernen Balkon seines Schlafzimmers, der auf den tropischen Garten hinter dem Familienanwesen hinausging. Das farbenprächtige Spektakel am weiten Himmel erinnerte an das Gemälde eines betrunkenen Sträflingskünstlers. Doch dieser Anblick interessierte ihn weit weniger als die Reisen am sternensäten Firmament, die er mithilfe seines kostbaren Teleskops Nacht für Nacht unternahm.

Mit dem Tageslicht kehrte auch die ungeliebte Realität zurück – eine fast greifbare Wolke von Düsterei, die über der ganzen Familie lag, seit das Oberste Gericht wegen schweren Betrugs das schockierende Todesurteil gegen William Eden und seinen jungen Komplizen »Sean O'Connor« gefällt hatte.

Der Deckname war ein Akt außerordentlicher Ritterlichkeit. Hätten sie uns mit den Betrugsvorwürfen in Verbindung gebracht, wäre der Name der Familie in den Schmutz gezogen worden.

Obwohl er aufgrund seiner Verbindungen, wenn nicht sogar vor dem Gesetz schuldig war, hatte Felix das Angebot gemacht, als Leumundszeuge für die Verteidigung auszusagen, was jedoch von beiden Gefangenen abgelehnt worden war. Der Fall, in dem eine betrügerische Gesellschaft offenbar Aktien an einer unbekanntem Insel im Südpazifik verkauft hatte, die von einem Vulkanausbruch zerstört worden war, wie sich später herausgestellt hatte, war ihm nicht unbekannt. Felix hoffte inständig, dass Gott ihm sein Schweigen im Gerichtssaal verzeihen würde. Oder sollte er lieber seine Feigheit sagen?

Unterdessen muss ich Vater helfen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um für beide einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken. Was für eine Ironie der Geschichte, dass ich nun dafür kämpfe, das Leben eines Jungen zu retten, der als Kind mein ärgster Feind war. Wie oft habe ich ihm den Tod gewünscht! Und wenn er morgen stürbe, wäre ich ein freier Mann – aber niemals wieder frei von Schuld.

Als er daran dachte, wie viel Wert seine Mutter auf Pünktlichkeit legte, zog Felix die Uhr, die ihm sein Vater kürzlich zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, aus der Westentasche und warf einen Blick darauf. Es war ein Wettlauf gegen die Zeit. Bis zur Hinrichtung blieben nur noch vierundzwanzig Stunden.

Er sah in den Spiegel. Mit seinem blonden Haar und seiner stattlichen Größe ähnelte er seinem angelsächsischen Vater, als dieser jung gewesen war, und wie immer fühlte er sich wie dessen blasse Replik. Der dunkle Gehrock und die dunkle Hose waren eine Maßanfertigung von Nathan Bloom, dem ehemaligen jüdischen Strafgefangenen und Schneider, der sich dank Kentigern L'Estranges Protektion einen Namen in den vornehmen Kreisen gemacht hatte. Sein Vater würde erwarten, dass er tadellos gekleidet war, wenn er heute Morgen im Government House dem Gouverneur, Generalleutnant Ralph Darling, ihre dringliche Petition übergab. Die ersten Eingaben hatten sie noch bei seinem Vorgänger Thomas Brisbane eingereicht, doch der hatte die Kolonie inzwischen verlassen.

Felix war bewusst, was sein Vater nicht wahrhaben wollte: Die Frist von sechzehn Tagen, die zwischen den Gouverneuren lag, erwies sich als fatal, da in dieser Zeitspanne niemand im Amt war, der willens wäre, sich für zwei Häftlinge einzusetzen, die bereits rechtskräftig zum Tode verurteilt waren.

Gouverneur Darling, dieses bislang unbeschriebene Blatt, war ihre letzte Hoffnung.

An den Spiegel gewandt sprach Felix die Worte laut aus, eher ein Gebet als ein Versprechen an »Sean O'Connor«: »Als ich

noch ein Kind war, habe ich dich gehasst und dir den Tod gewünscht. Jetzt aber werde ich alles tun, um dein Leben zu retten.«

Wie auf ein Stichwort tauchten daraufhin zwei Köpfe vor ihm auf. So hatten sie ausgesehen, mit sieben Jahren, in diesem Spiegel. Er, Sohn des Masters, der andere Sohn einer Strafgefangenen, die seiner Familie als Dienstbotin zugewiesen worden war.

Mungo schaute ihm mit seinem schrägen Grinsen über die Schulter und pfiff spöttisch durch die Zähne, als bewunderte er seine Eleganz. Der maßgeschneiderte Anzug war eine Miniaturausgabe von dem seines Vaters, die Reitstiefel waren mit militärischer Präzision blitzblank poliert, das Haar mit Pomade geglättet.

Offensichtlich war Mungo belustigt über den makellosen Kontrast zu seiner eigenen zerlumpten Kleidung, seinen nackten Füßen und seinem flachsfarbenen Haar.

Er setzte ein gespielt ernstes Gesicht auf. »Sieh uns an! Was sind wir für ein schönes Paar, Felix!«

Die heitere Erinnerung verflog. Die düstere Wolke, das Gefühl von Schuld, kehrte zurück. Der wilde, fröhliche Bengel, der ihm immer nur Scherereien gemacht hatte, war inzwischen achtzehn und wartete unter dem Namen Sean O'Connor auf seine öffentliche Hinrichtung, mit demselben lässigen Gebaren, das er stets an den Tag gelegt hatte, wenn er sich einer Gefahr gegenüber sah.

Und wie üblich bin ich derjenige, der sich vor Angst in die Hosen macht.

Das Läuten der Frühstücksglocke erinnerte Felix an seine bevorstehende Aufgabe. Es gab kein Entkommen. Das Wort seines Vaters war Gesetz.

Er durchquerte den überdachten Gang, der die beiden ersten Stockwerke der Zwillingshäuser miteinander verband. Sein Vater hatte vor langer Zeit den ihm zugewiesenen Zimmerleuten befohlen, diese Brücke zu bauen. Für Außenstehende bildeten die beiden Gebäude, die einander glichen wie ein Ei dem anderen, eine einzige Fassade: Great Rockingham Hall. In Wahrheit war

das eine die Residenz seines Vaters und das andere die seiner Mutter. So war es gewesen, seit sich Felix erinnern konnte.

Als sie beide studierten, hatte Mungo die überdachte Verbindung »Seufzerbrücke« genannt, in spöttischer Anspielung auf Lord Byrons poetische Fantasie über die Seufzer verurteilter Sträflinge, die auf dem Weg zu ihrer Hinrichtung die berühmte Brücke überquerten.

Wie seltsam, dass Mungo jetzt selbst ein Verurteilter ist. Ein gnädiger Gott hat unser Schicksal vor uns verborgen, als wir noch Kinder waren. Trotzdem hatte ich immer das Gefühl, dass unsere Leben miteinander verflochten sind – die dritte Strähne allerdings blieb ein Rätsel.

Felix hatte akzeptiert, dass er als alleiniger Erbe von Kentigern L'Estrange die Rolle eines familiären Bindeglieds in mehrerer Hinsicht übernehmen musste. Obwohl ihm öffentliche Auftritte zuwider waren, hatte er seine Schüchternheit abgelegt, pflichtbewusst die Rolle des Botschafters gespielt und zwischen seinem Vater und den prominenten Kolonialisten vermittelt. Zu Hause hatte er die Aufgabe, die Spannungen zwischen seiner Mutter und den zahlreichen ihr zugewiesenen Bediensteten abzubauen, und schließlich hatte er sogar den Streit zwischen seinen Eltern schlichten müssen. Seit seiner Kindheit hatte Felix versucht, ihre strengen Eheregeln zu verstehen – und war gescheitert, obwohl er einiges aus ihrer Geschichte wusste.

Irgendwann müssen sie sich geliebt haben. Bestimmt hat Vater sie nicht wegen ihres Geldes geheiratet – ihre einzige Mitgift war das blaue Blut ihrer preußischen Vorfahren.

Als viertes Kind der altehrwürdigen L'Estrange-Familie hatte Kentigern keinerlei Aussicht gehabt, irgendwelche Ländereien zu erben, deshalb war er nach New South Wales gekommen, um hier sein Glück zu versuchen. Nachdem Gouverneur Macquarie ihm ein beträchtliches Grundstück geschenkt hatte, ermöglichte es ihm seine neue Stellung als Landbesitzer, seine preußische Cousine Albruna in die Kolonie zu holen und sie zu heiraten.

Mutter wirkt so jung und zuversichtlich auf ihrem Hochzeitsporträt. Und Vater baute dieses Haus für sie. Trotzdem standen sie auf Kriegsfuß, seit ich zurückdenken kann. Wenn meine Eltern ein vorbildliches Beispiel für eine Ehe sind, will ich auf keinen Fall in ihre Fußstapfen treten.

Unten im Frühstückszimmer nahm Felix allein am runden Tisch Platz. Als Kind hatte er sich vorgestellt, wie dort die Ritter von König Arthurs Tafelrunde saßen. Die stockenden Klänge eines Pianofortes, die durch den Korridor schwebten, zeugten davon, dass seine Mutter einem der Kinder ihrer Dienstboten Klavierstunden gab.

Wie üblich enthielten die Silbertablets auf der Anrichte eine derartige Fülle an Speisen, dass sie das ganze 57. Regiment hätten beköstigen können. Felix hob die Deckel der Schüsseln und Schalen und sog das verlockende Aroma von gebratenen Würstchen, pochierten Eiern, Rühreiern, Speck, Tomatenscheiben und Blutwurst ein, doch noch ehe er Gelegenheit hatte, sich aufzutun, rauschte sein Vater herein.

Er strotzte vor Energie. Als er in seinem schwarzen Anzug auf ihn zukam, erinnerten die kräftige Statur, die edlen Patrizierzüge und das kurz geschnittene weiße Haar an einen römischen Senator. Wie üblich beherrschte er seinen Zorn, doch hinter der Oberfläche dieser Maske verbarg sich heute auch Angst, wie Felix erkannte.

Er stand auf, um ihn zu begrüßen, und spürte einen Hauch von Eifersucht, für den er sich sofort schämte.

»Guten Morgen, Vater. Ich stehe dir zur Verfügung. Wie kann ich dir am besten helfen?«

Kentigern überreichte ihm ein Dokument, entschied sich gegen ein richtiges Frühstück und nahm nur eine Tasse Kaffee und ein süßes Brötchen.

»Lies das. Da würde selbst ein Heiliger zur Waffe greifen.«

Zuerst verwirrte ihn die Lektüre des detaillierten Berichts, doch dann brach ihm der kalte Schweiß aus. Dabei war er sich

bewusst, dass sein Vater, der vor innerer Anspannung totenblass war, seine Reaktion mit Argusaugen verfolgte.

Felix hielt die Kopie einer offiziellen Chronik in der Hand, die aus Moreton Bay herausgeschmuggelt worden war. L'Estrange hatte sicher eine ordentliche Summe Geld dafür hinblättern müssen. Es war eine Strichliste, die ein Beamter in Moreton Bay geführt hatte, mit genauen Daten und Einzelheiten der Strafen, die auf Befehl des Kommandanten, Captain Patrick Logan in seiner Doppelrolle als Kommandant und Richter von Moreton Bay, an den Gefangenen verübt worden waren. Der Informant hatte ausdrücklich darauf hingewiesen, dass in der Liste Gefangene, die ohne Verhandlung zur Schwerstarbeit verurteilt worden waren, Flüchtlinge, die sich in den Busch abgesetzt hatten, und Gefangene, die aufgrund von Züchtigungen, mangelnder Ernährung und Krankheiten gestorben waren, nicht berücksichtigt waren. Zweiundsiebzig Mal hatten Gefangene jeweils fünfundzwanzig Schläge bekommen, siebzehn waren mit je hundert, zehn mit zweihundert und einer sogar mit dreihundert Hieben bestraft worden, obwohl der Gouverneur und die Obrigkeit in Sydney das maximale Strafmaß angeblich auf fünfzig Schläge beschränkt hatten. Felix war wie gelähmt von dem Ausmaß der Strafen: elftausendeinhundert Hiebe in knapp acht Monaten! Vergeblich suchte er nach tröstenden Worten.

»Das ist furchtbar, Vater. Falls es der Wahrheit entspricht.«

»Daran gibt es nicht den geringsten Zweifel! Gott verdamme diesen Patrick Logan!«

»Warum regst du dich denn so sehr über Moreton Bay auf, Vater? Wir haben nur noch wenig Zeit, um einen Aufschub für Mungos und Wills Hinrichtung zu erwirken.«

Sein Vater stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ich werde niemals vergessen, wie loyal die beiden Jungs unserer Familie gegenüber gewesen sind, obwohl es ihr Todesurteil bedeutete. Ich habe immer noch die Hoffnung, dass ich mit einer Begnadigung in letzter Minute Wills Leben retten kann.« Er hielt inne, als fiel es ihm

schwer, die Worte auszusprechen. »Ein Kurier aus dem Government House hat soeben die Nachricht überbracht, dass Mungos Hinrichtung in eine Haftstrafe umgewandelt worden ist.«

»Gott sei Dank! Herzlichen Glückwunsch, Vater! Das ist eine wunderbare Neuigkeit.«

»Ist sie das? Oder habe ich den Jungen damit zu etwas verurteilt, das genauso schlimm ist wie der Tod? Du hast den Bericht gelesen. Überleg mal. Mungo soll vier Jahre in der Hölle von Moreton Bay verbringen – unter Logan! Er wird vielleicht nicht einmal lange genug leben, um seine Strafe abzusitzen! Genauso gut hätte ich ihn zum Tod durch Folter verurteilen können.« Er vergrub das Gesicht in den Händen. »Gott steh mir bei, was habe ich diesen Jungs angetan? Hätte ich selbst als Zeuge auftreten sollen? Unter Eid lügen und die Verantwortung für das Scheitern ihres großartigen Plans übernehmen? Mungo hat doch nur deshalb den Decknamen Sean O'Connor angenommen, um jede öffentliche Verbindung mit unserer Familie zu vermeiden – ganz abgesehen von der Schande, die es für uns bedeuten würde, mit Geschäftemachern assoziiert zu werden.«

Felix ging auf seinen Vater zu, er wollte ihn berühren, schreckte aber doch davor zurück, denn es war nicht ihre Gewohnheit.

»Du hast mit alledem nichts zu tun, Vater. Ihr Missgeschick hat Will und Mungo zu Verbrechern gemacht. Hätten sie Erfolg gehabt, wären sie jetzt Helden.«

»Sie werden geopfert, um die verdammte Exclusives-Fraktion zu besänftigen, die sich betrogen fühlt. Nur allzu gern investiert sie ihr Geld in den Traum eines ehemaligen Häftlings, aber wehe, es geht schief! Niemand hat es verdient, wegen einer falschen Geschäftsentscheidung zu sterben. Doch vor dem Gesetz sind sie Hochstapler und William Eden sogar ein Wiederholungstäter. Möge Gott ihm beistehen. Ich jedenfalls habe ihn im Stich gelassen!«

»Nein, Vater. Du hast dein Möglichstes getan, du hast die bes-

ten Anwälte der Kolonie beauftragt. Und sogar sie haben es nicht geschafft, einen Aufschub für die Hinrichtung zu erwirken. Aber noch ist nicht alles verloren. Seine Exzellenz, Generalleutnant Ralph Darling, ist neu hier. Möglich, dass er Gnade zeigt und Logans brutalen Methoden Einhalt gebietet.«

»Du glaubst tatsächlich daran, nicht wahr?«

Zum ersten Mal in seinem Leben wurde Felix Zeuge, wie sein mächtiger Vater nach einer Rechtfertigung suchte. Mit ansehen zu müssen, wie er zitterte und sein eigenes Urteilsvermögen infrage stellte, rührte Felix so sehr, dass er nur mit Mühe sprechen konnte. »Gott steht aufseiten der Gerechtigkeit, Vater. Als ich Will gestern in seiner Zelle besuchte, schien er seinen Frieden mit Gott gemacht zu haben. Er ist bereit zu sterben. Und was ›Sean O'Connor‹ angeht, nun ja, du kennst ja Mungo. Als ich ihm ein Paar neue Stiefel und ein Buch brachte, sah er mich lässig an und meinte, er sei noch nicht tot. Dann fragte er, warum ich ihm nicht lieber Grog mitgebracht hätte. Wenn überhaupt jemand vier Jahre in Moreton Bay überleben kann, dann ist es Mungo, Vater!«

»Stimmt. Also nichts wie los, mein Sohn. Sag Old Crawford, dass er die Kutsche bereit machen soll. Ich habe Kopien meiner Petition an den Gouverneur herstellen lassen. Wir werden sie *The Gazette*, Wentworth und Wardell beim *Australian* überreichen und auch dem Government House überbringen.«

»Ist das klug, Vater? Diese Redakteure sind radikale Hitzköpfe«, entgegnete Felix nervös und bereute im selben Moment, die Entscheidung seines Vaters infrage gestellt zu haben.

»Welchen Schaden kann es anrichten, verdammt noch mal?«, rief sein Vater aufgebracht. »Die Richter wollen William Eden morgen früh am Galgen hängen sehen. Gibt es etwas Schlimmeres?«

»Nein, natürlich hast du recht, Vater«, antwortete Felix, froh, dass sein Vater seine Tatkraft wiedererlangt hatte, auch wenn er in diesem Fall selbst zur Zielscheibe seines Zorns geworden war.

»Inzwischen überbring du in meinem Namen diese beiden Schreiben und benutz dein ganzes diplomatisches Geschick, hörst du?«

»Ich werde mein Bestes tun, Vater.«

An der Tür blieb Kentigern noch einmal stehen. »War mir nicht aufgefallen, wie sehr du gewachsen bist. Du hast nun fast meine Größe. Ich habe noch einen zweiten Traueranzug – falls es uns nicht gelingen sollte, Edens Hinrichtung aufzuschieben. Hoffentlich werden wir ihn nicht benötigen, aber falls doch, sag Jane Quayle, sie soll ihn dir aus meinem Schrank holen.«

Er war zur Tür hinaus, noch ehe Felix Zeit hatte, sich seine Befehle erläutern zu lassen.

Das Frühstück war jetzt nur noch lauwarm, zudem war ihm der Appetit vergangen, deshalb schenkte er sich lediglich eine Tasse Tee ein und strich Marmelade auf eine kalte Scheibe Toastbrot. Dann fiel sein Blick auf die beiden Umschläge, die sein Vater mit seiner festen Handschrift beschriftet und mit einem roten Siegel versehen hatte. Der erste war an seine Mutter adressiert, Mrs K. L'Estrange, der zweite an eine Hausbedienstete, die nicht lesen konnte. Er – Felix – würde ihr den Inhalt vorlesen müssen.

Mit größtem Unbehagen dachte Felix daran, was vor ihm lag. Wahrscheinlich würde er der Hinrichtung eines Mannes beiwohnen müssen, den er kannte, die erste Hinrichtung seines Lebens, dann stand ihm eine weitere Konfrontation mit seiner Mutter bevor. Am allerschlimmsten aber war das Schreiben, das er der armen Jane Quayle vorlesen müsste und ihren Kummer unweigerlich noch verstärken würde.

Warum überlässt Vater die beikelsten Situationen immer mir? Probleme, die ich nicht zu verantworten habe?

Aus Albruna L'Estranges Musikzimmer erklang eine Melodie, die Felix als *Der Mond ist aufgegangen* identifizierte, ein traditionelles Abendlied, zögernd von Kinderhänden gespielt.

Seufzend erinnerte er sich an die unzähligen Male, die er es als kleines Kind hatte wiederholen müssen, bis er den hohen Ansprüchen seiner Mutter gerecht wurde.

Er klopfte und steckte den Kopf durch den Türspalt. Wie erwartet stand sie mit dem Rücken zu ihm über einen kleinen Jungen gebeugt. Man hatte ihm zwei Kissen auf den Klavierhocker legen müssen, damit er die Tasten erreichte.

Felix erkannte ihn; es war der Sohn eines Dieners, der ihnen erst vor Kurzem zugewiesen worden war. Der Junge hörte auf zu spielen und sah seine Lehrerin mit ängstlichen Augen an.

Albrunas Stimme war entschieden, aber nicht unfreundlich, als sie ihm denselben Ratschlag erteilte wie Felix früher. »Fehler sind dazu da, um aus ihnen zu lernen, mein Junge. Fang noch einmal von vorn an.«

Sie sah zu Felix herüber, der sich höflich verbeugte und den Finger auf die Lippen legte, aus Respekt für den Schüler. Er wedelte stumm mit dem Brief und legte ihn auf ein Tablett neben der Tür.

Dankbar, dass die Anwesenheit des Jungen ihm ermöglichte, den Raum wieder zu verlassen und so der lang gehegten Empörung seiner Mutter darüber, dass Frauen keine Petitionen unterzeichnen durften, aus dem Weg zu gehen, bestellte er die Kutsche für seinen Vater und wappnete sich für einen weiteren zu erwartenden Gefühlsausbruch, sei es Kummer, Wut oder Verzweiflung.

Ich kann mich nicht davor drücken. Mutter verabscheut sie zutiefst, aber mich hat Jane stets freundlich behandelt.

Mit dem Hut in der Hand ging Felix auf einem gepflasterten Pfad quer durch den üppigen Garten bis zu den Stallungen und dem niedrigen, weiß gekalkten Cottage ganz am Ende, das die Grenze von Rockingham Hall markierten.

Vor der Tür, die er nur allzu gut kannte, blieb er stehen. Das Häuschen bestand aus zwei Räumen im Erdgeschoss und einem weiteren oben, einem kleinen Anbau, der als Küche diente, und

einem Plumpsklo in Form eines Schilderhäuschens, das von seiner Mutter immer als der »Ort, wo der Kaiser allein hinget« umschrieben worden war.

Das weiße Cottage war wie das Herrenhaus von den Sträflingen gebaut worden und hätte, wie Felix vermutete, im vergangenen Jahrhundert durchaus auf die Isle of Man passen können, wo Jane Quayle geboren worden war. Sie besaß keinen eigenen Garten, nur einen winzigen Vorplatz mit liebevoll gepflegten Tontöpfen, in denen verschiedene Kräuter wuchsen. Auch die Blumenkästen an den oberen Fenstern enthielten blühende Kräuter, die über die Fensterbänke herabhingen.

Jane war nirgends zu sehen. Durch die offene Tür drang der verführerische Duft von frischem Gebäck. Er erweckte nicht nur seine Erinnerungen, sondern auch seine Geschmacksnerven zum Leben. Bestimmt waren es die Kekse aus Cregneish, die wie Goldbarren aussahen. Das Aroma erinnerte ihn an jenen Tag, als er fünf Jahre alt gewesen war und sich zum ersten Mal mit Mungo einen Faustkampf geliefert hatte.

Felix war von Mungo zu Boden geschlagen worden und hatte vor Angst und Schmerz geschluchzt. Die kleine Militäruniform, die seine Mutter ihm geschenkt und die er voller Stolz trug, war mit Blut beschmiert. Mutter würde toben.

Jane Quayle, eine Frau, die der Familie als Dienerin zugeteilt worden war, hatte ihn in ihr winziges Haus geholt, in dem es, ganz anders als in dem großen Herrenhaus am Ende des Gartens, wo er mit seinen Eltern lebte, immer nach Gebäck und Kräutern duftete.

Während der in Ungnade gefallene Mungo vor der Tür lauerte, hatte Jane ihn mit ihren köstlichen Keksen von der Isle of Man gefüttert, sein Knie gesäubert und die Wunde mit frischen Kräutern verbunden. Tränen und Schmerzen waren verebbt unter dem Bann der Geschichte über eine Meerjungfrau auf ihrer magischen Heimatinsel, die sie ihm dabei erzählte.

Stolz wie ein verwundeter Soldat war Felix ins Herrenhaus zurückgekehrt, doch die Reaktion seiner Mutter hatte ihn verwirrt. Sie hatte Janes Verband abgerissen und seinen Vater angefaucht: »Bilde dir ja nicht ein, dass diese Hexe sich an *meinem* Sohn vergreifen kann, hast du verstanden!«

Sein Vater war schweigend aus dem Zimmer gegangen.

Sie hatte den Verband durch eine eigene »medizinisch wirk-
same Salbe« ersetzt und wollte nichts von der Geschichte der Meerjungfrau hören. Stattdessen hatte sie ihm die faszinierende Legende der Loreley erzählt, einer geheimnisvollen Sirene mit goldenem Haar, deren Gesang die Schiffer in den Tod lockte ...

Felix' Erinnerungen wurden von Janes samtweicher Stimme vertrieben. »Komm rein, komm rein, ich habe dich schon erwartet.«

Zum ersten Mal fiel ihm auf, dass sie mit den Jahren ein paar Fältchen bekommen hatte und ihr rotgoldenes Haar von silbernen Strähnen durchsetzt war. Ihre Brüste waren üppiger, die Hüften runder, doch die Augen immer noch genauso jung und himmelblau wie damals, als sie sein Knie verarztet hatte.

Er sprach mit leiser Stimme, da er nicht wusste, wie sie auf den Inhalt des Briefes reagieren würde. »Du hast dich gar nicht verändert, Jane. Ich habe gerade daran gedacht, wie du mich damals mit deinen Kräutern behandelt und mit deinen leckeren Keksen getröstet hast.«

»Und was führt dich dieses Mal zu mir, mein Junge? Meine Kochkünste sind bescheiden. Aber mit meinen Kräutern kann ich alles heilen – nur ein gebrochenes Herz nicht.«

Felix spürte den Schmerz, der in ihrer scheinbar leichthin geäußerten Bemerkung mitschwang.

»Ich bringe dir einen Brief von Vater.«

»Sei so nett und lies ihn mir vor. Es hat sich nichts geändert. Ich kann immer noch weder lesen noch schreiben.«

Sie zeigte auf einen Stuhl. Dann lief sie in die Küche, wo das

Wasser im Kessel brodelte. Sie füllte eine große Teekanne und kam zu ihm zurück.

»Bringst du mir gute oder schlechte Nachrichten? Du brauchst nicht um den heißen Brei herumreden«, sagte sie leise, um ihre Nervosität zu verbergen.

Soll ich ihr von Mungo erzählen? Nein, besser, ich lese ihr Vaters Brief vor.

»Ich habe keine Ahnung. Vater hat mir auch nichts verraten.«

»Des Rätsels Lösung steckt in diesem Umschlag«, sagte sie und schob ihm das Schreiben über den Tisch zu.

Felix nahm einen Schluck Tee, um seinen trockenen Mund zu befeuchten. Dann räusperte er sich.

»»Liebe Jane Quayle«, schreibt er. »Ich schicke Dir meinen Sohn, statt selbst zu kommen, denn er hat, wie du weißt, ein großes Herz und weiß, wie man Frauen tröstet. Das ist eine Kunst, die ich niemals gelernt habe. Soeben habe ich vom Gouverneur erfahren, dass er Deinem Sohn einen Strafaufschub gewährt hat. Die Todesstrafe wurde in vier Jahre Moreton Bay umgewandelt. Du kannst versichert sein, dass ich auch weiterhin versuchen werde, seine Strafe zu reduzieren.««

Felix blickte auf und sah ihr in die starren Augen.

»Das bedeutet, dass Mungos Leben gerettet ist, Jane.«

Sie lächelte nicht, zeigte keinerlei Regung. Zweifellos stand sie unter Schock.

Dann fuhr er fort: »»Aufgrund Deiner treuen Dienste und Deiner unerschöpflichen Geduld verdienst Du mehr Dankbarkeit, als ich auf dem Papier oder von Angesicht zu Angesicht auszudrücken in der Lage wäre. Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um die juristischen Angelegenheiten zu regeln. Ich habe Dir das Häuschen überschrieben, das Dir, wie ich weiß, sehr am Herzen liegt. Weder jetzt noch in Zukunft wird irgendwer Dich daraus vertreiben können. Das Cottage gehört nun Dir und Deinen Nachkommen, und Ihr könnt darüber verfügen, wie immer

es Euch beliebt. Jane, Du weißt, ich würde niemals zulassen, dass man Dich zwingt, Dein Häuschen aufzugeben oder gegen Deinen Willen zu verkaufen.<<<

Jane nickte zustimmend und bedeutete Felix mit einer Geste fortzufahren. Er konnte es kaum erwarten, die Sache hinter sich zu bringen.

»Ich habe Dir einst ein Versprechen gegeben, das ich nun nicht zu halten vermag. Mir sind, was meinen letzten Willen angeht, die Hände gebunden. Deshalb habe ich einen kleinen Treuhänderfonds angelegt zu Deinen Gunsten – und zugunsten der Kinder, die Du hast oder in Zukunft haben könntest, es sei denn, Du würdest heiraten.<<<

Felix wunderte sich über ihr verächtliches Schnauben, wusste aber, dass eine Frau nach englischem Recht mit der Heirat all ihr Vermögen und Eigentum auf ihren Mann übertrug. Unter dem Gesetz der Isle of Man jedoch besaßen Frauen mehr Rechte – so gehörte beispielsweise ihr gemeinsames Heim beiden zu gleichen Teilen.

»Das soll wohl ein Witz sein. In meinem Alter werde ich kaum noch einen guten Mann finden. Obendrein bin ich gar nicht wild drauf, mich mit dem erstbesten Hergelaufenen zusammenzutun. Von der Sorte habe ich genug.<<

»Soll ich lieber aufhören? Ich sehe doch, wie nahe dir das Thema geht.<<

»Es ist verdammt schmerzhaft, mein Junge! Weil Master L'Estrange die Worte meidet, die wichtig wären. Das Einzige, was mir wichtig ist. Ist das alles, was er gesagt hat? Nichts weiter?<<

Ingeheim verfluchte Felix seinen Vater, weil er ihn in diese unmögliche Situation gebracht hatte. Er kam sich vor wie ein Arzt, der keinen Alkohol hatte, um die Schmerzen eines Patienten während der Operation zu lindern.

»Verzeih mir, Jane. Das war alles. Nur noch beste Wünsche und seine Unterschrift, Kentigern L'Estrange, Esquire. Aber ich

kann dir versichern, dass Vater alles tut, was er kann, um dafür zu sorgen, dass dein Sohn vorzeitig entlassen wird. Wir werden keine Ruhe geben, bis wir ihn freibekommen haben.«

»Das soll mich wohl trösten, wie? Und was ist, wenn dein Vater stirbt? Dann ist Mrs L'Estrange das Oberhaupt der Familie. Und sie hasst mich. Ihre Zunge ist so scharf, dass man sich vor ihr in Acht nehmen muss. Meinst du, sie würde erlauben, dass *ibr* Sohn sich weiterhin für *meinen* Sohn einsetzt? Niemals.«

Felix wusste, dass er das Feuer ihres Zornes nicht löschen konnte, bevor es sich ganz verzehrt hatte. Schweigend hörte er zu.

»Und warum sollte ich *dir* trauen? Als kleiner Junge warst du sehr lieb. Aber gegen deine Mutter kommst du nicht an. Du bist von deiner Bildungsreise nach Europa als feiner Herr zurückgekehrt. Dein Spielkamerad von früher bedeutet dir nichts mehr. Du bezeichnest ihn immer noch als »meinen Sohn«. Du kannst dich nicht einmal dazu durchringen, ihn bei seinem Namen zu nennen. Mungo ist dein Halbbruder, um Gottes willen!«

Die Worte trafen ihn wie Peitschenhiebe. Felix beugte sich vor und versuchte, ihre Hand zu ergreifen, doch sie wich zurück, als hätte er die Pest.

»Jane, bitte hör mir zu. Seit ich vor einigen Jahren die Wahrheit erfuhr, habe ich Mungo stets als meinen Bruder betrachtet, und das weiß er auch. Trotzdem muss ich den Willen meiner Eltern respektieren. Wir werden ihn niemals in der Öffentlichkeit anerkennen können – die Gesellschaft würde ihn zum Bastard erklären. Mungo wird nie den Namen L'Estrange tragen. Du hast ihm den einzigen Namen von Vater gegeben, der möglich war: Mungo, nach dem keltischen Priester, der als heiliger Kentigern und heiliger Mungo bekannt ist. Das war der Name, den ursprünglich meine Mutter für *mich* vorgesehen hatte.«

»Mungo hatte das Recht dazu, er wurde hier geboren. Nicht du! Die Wahrheit ist, dass deine Mutter nach Preußen zurückging und ihre Ehe damit beendet war. Wie hätte ich wissen können,

dass sie ein Jahr später mit dir zurückkommen und behaupten würde, du wärest gezeugt worden, kurz ehe sie die Kolonie verließ.«

»Willst du damit sagen, dass ich nicht ...«

»Nein, nein! Sogar ein Blinder würde sehen, dass ihr beide Söhne eures Vaters seid! Sieh euch doch nur an, zwei Bohnen aus derselben Schote, im Abstand von nur wenigen Monaten geboren. Nur dass der Sohn deiner Mutter der Erbe der L'Estranges ist. Und mein Sohn ein Bastard.«

»Aber sein *Lieblingssohn*«, berichtigte Felix sie. Die Worte waren ihm über die Lippen gekommen, ehe er sie unterdrücken konnte. »Ja, ich trage den Namen der L'Estranges. Aber als Kind habe ich Mungo beneidet. Damals hätte ich nur allzu gern mit ihm getauscht. Ich hätte viel lieber hier bei dir im Cottage gelebt, das von Zuneigung, Fröhlichkeit, Geschichten und Liedern geprägt war.«

Schockiert legte Jane die Hand vor den Mund und schwieg.

Felix fuhr fort: »Willst du die ganze Wahrheit hören, Jane? Als Mutter aus Preußen zurückkehrte und Vater triumphierend den Jungen zeigte, den sie ihm angeblich nicht gebären konnte, wie er glaubte, entdeckte sie Mungo, deinen Sohn, der mit dir und Vater im Herrenhaus wohnte. Sie befürchtete, dass Mungo mich um mein Recht als Erstgeborener bringen würde. Du weißt schon, so wie Abrahams Frau Sarah, die dasselbe Ismael, dem Sohn ihrer Magd Hagar, zutraute.«

Jane nickte, sie kannte die Geschichte aus der Bibel.

Hastig sprach Felix weiter: »Mutter versuchte, Vater dazu zu bringen, dich in eine andere Familie versetzen zu lassen. Vater weigerte sich. Sie wollte dich loswerden, nicht nur, weil Vater sich mit einer Dienstinne eingelassen hatte, das ist in der Kolonie nichts Ungewöhnliches. Welche Wahl wäre ihr denn geblieben? Sie besaß kein eigenes Vermögen. Eine Scheidung erfordert die Genehmigung durch das Parlament und bedeutet immer Schande



Johanna Nicholls

In einem weiten Land

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 736 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-20441-0

Page & Turner

Erscheinungstermin: November 2014

Sie ist eine starke Frau. Doch das Schicksal stellt sie vor die schwerste Prüfung.

England 1827: Das Schicksal meint es nicht gut mit Vianna Francis. Als die junge Frau übel verleumdet wird, muss sie zusammen mit ihrer kleinen verwaisten Halbschwester Daisy London Hals über Kopf verlassen und nach Sydney flüchten. Da sie ohne Geld und Papiere in der neuen Heimat ankommt, bleibt ihr nichts anderes übrig, als das Angebot von George Severin anzunehmen, der zufällig auf die hübsche Frau aufmerksam wird: Er bietet ihr und Daisy ein Zuhause, wenn sie in seinem Casino reiche Männer zum Glücksspiel animiert. Schon bald verlangt Severin aber von ihr, für weitere Dienste zur Verfügung zu stehen. Als sich Vianna widersetzt, droht er, Daisy etwas anzutun. Vianna hat keine Wahl, sie muss das böse Spiel mitspielen. Doch dann scheint sich das Blatt zu wenden, denn sie bekommt Hilfe von unerwarteter Seite. Aber kann sie darauf wirklich vertrauen?